

„HIER TRIUMPHIERT DIE SACHLICHKEIT!“

Das Telefonbuch im Bannkreis von Kunst, Kult und Kommunikation

Jürgen Bräunlein



Fotos: Bert Bostelmann

Marcel Reich-Ranicki, bekannt für harsche Kritik, hatte an diesem Buch nichts auszusetzen: Ein Meisterwerk sei es, an dem jährlich 30 Prozent neu geschrieben würden, außerdem werde es ständig aktualisiert. Und auch Erotik finde man in diesem Buch, allerdings zwischen den Zeilen.

Was hatten der Naumburger Pastorensohn und Besitzer einer Maschinenbauanstalt Carl Hoppe (1812–1898), Ide Hermann, die in der Greifswalderstraße 34 eine Gardinen-Waschanstalt betrieb, und das Bankhaus Feig und Pinkuss, Unter den Linden 78, gemeinsam? Sie alle waren im „Verzeichnis der bei der Fernsprecheinrichtung Beteiligten“ aufgeführt, das die „Fernsprech-Vermittlungsanlage Berlin“ am 14. Juli 1881 herausbrachte. Es ist das erste Telefonbuch Deutschlands, auch wenn sich diese Bezeichnung erst 1981 nach der Privatisierung des Amtlichen Fernsprechbuches eingebürgert hat. „Der Fernsprecher“, so schrieb Generalpostmeister Stephan am 9. November 1877 an den Reichskanzler Bismarck, „gleichet an Form u. Größe etwa einem mittelgroßen Fliegen-schwarm: an dem Stiel faßt man an und spricht da, wo die rothe Fläche ist.“ Die Skepsis der Bevölkerung färbte auch auf das erste Telefonbuch ab. Genannt wurde es „Das Buch der Narren“. Selber Schuld, wer sich da eintra-

gen ließ, weil er auf den Fernsprecher, „diesen Schwindel aus Amerika“, hereingefallen war!

Gut eine Million Einwohner hat Berlin zu diesem Zeitpunkt. Das erste Telefonbuch der Stadt enthielt 400 Nummern, 187 davon waren vergeben. Eingezeichnet sind Bankiers, Fabrikanten, Handels- und Gewerbetreibende, Druckereibesitzer, sowie Unternehmer im Bereich Transport und Verkehr. Der Eintrag und die Apparate kosteten, so die Historikerin Gerhild H. M. Komander, so viel wie fünf Übernachtungen mit Service und Licht im Central-Hotel (Telefon Nr. 38/70). Die Jahresgebühr betrug 200 Mark. Die Namen neu zutretender Personen werden, wie es in den Vorbemerkungen hieß, sofort mitgeteilt und können dann handschriftlich ergänzt werden. Die vom Amt vermittelten Ferngespräche sollten die Teilnehmer in aller Kürze absolvieren. Auch vom Telefonieren rund um die Uhr konnte 1881 noch nicht die Rede sein: „Die Fernsprechanlagen stehen den Beteiligten täglich in den



Helmut Löhr hat in Düsseldorf studiert und viele Jahre in New York, bis zu seinem Tod dann in Sante Fe gelebt. Bücher wie hier das Telefonbuch in Kunstobjekte zu transformieren war ein Aspekt seiner Kunst

Unter anderem der MüllerVerlag in Nürnberg stellt Telefonbücher her und bietet ein ausgeklügeltes Werbeportfolio für das Telefonbuch, die Gelben Seiten und für das Örtliche



Stunden von 8 Uhr Vormittags – im Sommer von 7 Uhr – bis Abends 9 Uhr zur Verfügung.“

Parallel zum Ausbau des Telefonnetzes breitete sich das Telefonbuch im ganzen Reichsgebiet aus. Nach Berlin bekamen auch die Städte Frankfurt und München ihre lokalen Ausgaben. Telefonbücher gewannen an Gewicht und Bedeutung, Nutzwert und Attraktivität. Seit 1888 enthielt das Berliner Telefonbuch einen Anhang, in dem die Teilnehmer nach Berufsgruppen sortiert waren und mithilfe von Schlagwörtern recherchiert werden konnten – die Geburtsstunde der Gelben Seiten. Ab 1900 konnten auch Nicht-Teilnehmer ein Telefonbuch käuflich erwerben. 1924 wurde in Berlin die Deutsche Reichs-Postreklame gegründet. Ihre Aufgabe war es, vorhandene Werbeflächen an Postgebäuden, Briefkästen, Briefmarkenautomaten, Postfahrzeugen, Telefonhäuschen, Telegrafentangen und eben in Fernsprechtariffbüchern zu vermarkten. Zu diesem Zeitpunkt erfreute sich das „Buch der Narren“ bereits zahlreicher Nutzungsweisen, die von den Erfindern so nicht gedacht waren. Die unterschiedslose Auflis-

tung von Tausenden von Namen und dazugehörigen Zahlen übte nicht nur auf Kinder eine unwiderstehliche Faszination aus. Telefonbücher luden zu Scherzanrufen geradezu ein, wie Erich Kästner in „Das verhexte Telefon“ vorführt. Mutti ist außer Haus, und Grete, allein mit ihren Freunden, greift zum Telefonbuch auf Vaters Schreibtisch und dann zum Fernsprechapparat. Die Honoratioren der Stadt vom Bürgermeister über Finanzminister bis zum Direktor der Stadtbank lassen sich fernmündlich problemlos manipulieren: „Hier ist die Störungsstelle Westen / Ihre Leitung scheint gestört. / Und da wäre es am besten / wenn man Sie mal sprechen hört. / Klingt ganz gut ... / Vor allen Dingen / bittet unsere Stelle Sie, / prüfungshalber was zu singen / irgendeine Melodie!“

Bis heute beflügelt das Telefonbuch die Vorstellung, man könne, wenn man nur wolle, mit allen Bewohnern seiner Stadt ad hoc in Verbindung treten. Die Allmachtsfantasien, die dabei genährt werden, haben nicht wenige Schriftsteller ausbuchstabiert. Der mit reichlich skurrilem Humor gesegnete Münchner Peter Paul Althaus (1892–1965) lässt

in einem Gedichtband einen Zeitgenossen namens Dr. Enzian sein versponnenes Unwesen treiben. Mit verbundenen Augen sticht der Doktor mit dem Messer wahllos zehnmal auf die Seiten eines Telefonbuchs ein, eruiert die Nummern der getroffenen Namen und ruft dort an. Doch keineswegs in böswilliger, sondern in der vergnüglichen Absicht, „dass er irgendwelchen Menschen sonntagsnachmittags bei Regen das Gewissen rüttelt“. Jeder der Anrufer wird mit einem der zehn Gebote konfrontiert. Da die mei-

robuste Buch mit verblüffend geringer Kraftanstrengung zweiteilen ließ. Ein Meister dieses Fachs war Felix Nikolaus Alexander Georg Graf von Luckner (1881–1966), ein deutscher Seeoffizier und todesmutiger Kapitän des Hilfskreuzers SMS Seeadler im Ersten Weltkrieg. Nebenbei betätigte sich der „Seeteufel“, so sein Spitzname, als Schriftsteller und Zauberkünstler. Bei seinen öffentlichen Auftritten, die sich aufgrund seines schillernden Ruhmes häuften, zerriss er Telefonbücher in Sekundenschnelle.



Fotos: Hanne Förster, Frankfurt

„Poveres“ Material, meist Telefonbücher, sind Rohstoff und Basis für die Papierobjekte von Beate Hoffmeister. Sie bearbeitet einzelne Seiten oder den gesamten Buchblock zu faszinierenden Objekten

sten Angerufenen mit Empörung reagieren, kann der Leser davon ausgehen, dass die Ermahnung notwendig war. Niemand weiß, wann Zeitgenossen zum ersten Mal auf den Gedanken kamen, Telefonbücher unabhängig von ihrem Inhalt zu nutzen. Niemand weiß, wann aus dem Zerreißen von Telefonbüchern ein Wettkampfsport geworden ist, dessen Bestleistung längst ins Guinnessbuch der Rekorde gewandert ist. Als in der „Wetten, dass ...“-Ausgabe vom 27. November 1993 der Kraftsportler Franz Bierbaum aus Pressbaum (Niederösterreich) in zweieinhalb Minuten 50 Telefonbücher der Stadt Wien in zwei Teile riss, war ein solches Spektakel schon ein alter Hut. Der bekannte Meeresforscher Hans Hass demonstrierte bereits 1950 im Beisein von Fotografen, wie sich ein Telefonbuch offenbar mit Leichtigkeit auseinanderreißen ließ. In diesem Fall handelte es sich um einen Zaubertrick, bei dem mit scharf gefeiltm Daumnagel unbemerkt tiefe Kerben in den Buchblock geschnitten wurden, bis sich, oh Wunder, das

1938 erschien in der australischen Zeitung *The Labour Daily* eine Karikatur, in der Luckner mit Kaiser Wilhelm II. und Hitler in eine Reihe gestellt wird: Wilhelm II. zerreißt den belgischen Neutralitätsvertrag, Hitler den Vertrag von Versailles und der „Seeteufel“ Telefonbücher. Hintergrund der Karikatur war, dass Luckner im selben Jahr auf einer Schiffstour um die Welt für das Dritte Reich geworben hatte. Das nahm man ihm übel. Parteimitglied war Felix Graf von Luckner jedoch nie, und die deutsche Post würdigte ihn anlässlich seines 125. Geburtstages im Jahr 2006 mit der Herausgabe einer Sonderganzsache. Während das Zerreißen von Telefonbüchern zur Unterhaltung des Publikums salonfähig wurde, fiel einigen Zeitgenossen auf, dass es sich bei diesem Werk, wollte man es ernsthaft lesen, um eine langweilige Lektüre handelte, womöglich die langweiligste der Welt. Ex negativum ließ sich daraus ein Kompliment stricken. Hat ein Mime besonders herausragend gespielt, heißt es seitdem: „Der

Schauspieler ist so begabt, ich würde sogar hingehen, wenn er nur aus dem Telefonbuch vorläse.“
 Damit war eine Werbeidee vorgezeichnet, welche die Deutsche Telekom im Jahr 2000 aufgriff, als sie in Zusammenarbeit mit den Deutschen Telefonbuchverlagen eine Kampagne mit Werbeanzeigen startete, bei der so getan wurde, als handle es sich bei Telefonbüchern um Werke der Literatur, die rezensiert werden müssten. Literaturpapst Marcel Reich-Ranicki, der als Testimonial gewonnen werden konnte, lieferte keine Verrisse, sondern war diesmal voll des Lobes über das Telefonbuch: „Hier triumphiert die Sachlichkeit!“, „Dieses Buch wird niemals redselig oder gar geschwätzig“ und: „Es lohnt sich, dieses Buch zu lesen. Da finden Sie auch alte Bekannte.“
 Soweit die Urteile, die Reich-Ranicki laut Pressemitteilung selbst verfasst hat. Ziel der Werbekampagne, die der Kabarettist Harald Schmidt wohl vorhersah, als er Reich-Ranicki bereits 1990 als Telefonbuch-Rezensenten parodierte hatte, war es, auf die Bedeutung und Aktualität des Telefonbuchs hinzuweisen. Das war auch nötig. Denn 1997 wurde die Onlineausgabe des Telefonbuchs freigeschaltet und macht seitdem der Printausgabe Konkurrenz. Erschwerend kam hinzu, dass mit der Verbreitung des Mobilfunks Telefonbücher immer unvollständiger wurden, denn vor allem Handybenutzer zeigen wenig Neigung, sich dort auflisten zu lassen. Auch bei Festnetznummern

Wiederholt rief die Telekom zu Wettbewerben auf, bei denen Kinder das Telefonbuch gestalten konnten. Michaela Kligen aus Viersen schuf 1994 dieses Motiv



gibt es längst keine Eintragungspflicht mehr. Derzeit erscheinen jährlich bundesweit 141 Ausgaben von Das Telefonbuch. In der Gesamtauflage von 28 Millionen Exemplaren sind die Daten von rund 30 Millionen Teilnehmern zu finden. 50 Millionen Deutsche nutzen es. Die Onlineausgabe hat bereits etwa 80 Millionen Seitenaufrufe pro Monat. Müller, Schmidt, Fischer und Weber sind die Nachnamen, nach denen hier am häufigsten gesucht wird, aber auch nach Politprominenz wie „Gauck“ und den



Zu Zeiten, als weder jeder ein Telefon noch ein Telefonbuch hatte, konnte man die einzelnen Seiten auf dem Postamt einsehen wie hier in Wuppertal

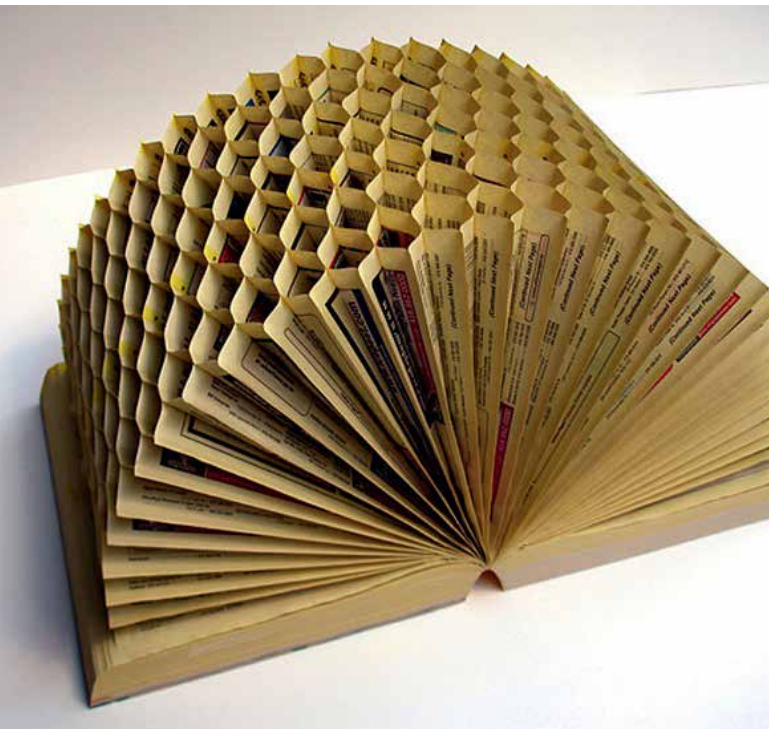
Gewinnern diverser Casting-Shows, offenbar in der Hoffnung, auf eine private Telefonnummer zu stoßen. In den letzten Jahren ist die Nutzung der Onlineausgabe des Telefonbuchs kontinuierlich gestiegen, der Anstieg ging jedoch nur im geringen Maße zulasten der Printverzeichnisse. Viele Menschen bedienen sich, je nach Situation, beider Möglichkeiten der Telefonnummern-Recherche.
 Als anschauliche Metapher einer zunehmend globaler und virtueller werdenden Kommunikationspraxis taugen Telefonbücher heute immer noch sehr gut. Künstler weltweit bedienen sich des leicht zugänglichen, robusten Gebrauchsgegenstands, der den Vorzug besitzt, jährlich in neuer Ausgabe vorzuliegen, sodass die alten Bücher nicht im Altpapier landen müssen, sondern ästhetisch weiter verarbeitet, verformt, verfremdet und neu interpretiert werden können. Spiel, Obsession und Kunst sind dabei nicht immer zu unterscheiden.

Stephen King erinnert sich an einen Jungen in seiner Heimatstadt, der wie besessen die Todesanzeigen in der Zeitung las, um daraufhin die Namen der Verstorbenen aus dem lokalen Telefonbuch zu streichen. Das klingt nicht nur so, als wäre es der Auftakt eines neuen Stephen King-Romans, die Fans mutmaßen, hier beschreibt der Meister des Horrors sich selbst.

Der 1972 in Chile geborene Künstler Carlos Zuniga geht einen Schritt weiter. Von Telefonbuchseiten streicht er mit

ßend bepinselt er das Gesichtsrelief, um Konturen und Erhebungen besser wirken zu lassen. Die dabei entstandenen Porträts von Barack Obama, Bob Dylan oder Frida Kahlo nennt er folgerichtig Telefonbuch-Schnitzereien („Telephone Book Carvings“). „Ich feiere das Individuum, das in der anonymen Liste von Tausenden von Namen verloren geht“, sagt der Künstler.

Auch der Taiwanese Long-Bin Chen macht aus alten Telefonbüchern Porträts, doch bei ihm sind es Skulpturen.



Fotos: Kristina Lahde

Die Kanadische Künstlerin Kristiina Lahde verwandelt gewöhnliche Dinge in Skulpturen, indem sie Formen aus der Natur verwendet und architektonische Strukturen herstellt. Die Arbeit „Hive“ zeigt Muster von Bienenwaben und verweist auf ähnliche Verhaltensweisen von Mensch und Insekt

schwarzer Tinte Namen und Rufnummern durch und lässt dabei realistische Porträts von jungen Chilenen entstehen. Die Telefonbuchseite, die noch als solche zu erkennen ist, und das darüber gemalte Gesicht verschmelzen zu etwas Neuem. Zunigas ästhetisches Prinzip des Auslösens nimmt Bezug auf die Geschichte seines Heimatlandes. Während der Diktatur von Augusto Pinochet herrschte nicht nur Zensur, es wurden auch Tausende von Bürger gefoltert und getötet. Eine hohe Zahl an Chilenen „verschwand“ spurlos. Nach demselben künstlerischen Verfahren hat Zuniga auf Seiten eines argentinischen Telefonbuchs Landschaftsbilder von den Falkland-Inseln gemalt. Hier reflektiert und kritisiert er den britischen Imperialismus. Der gebürtige Kubaner Alex Queral (Jahrgang 1958) kreiert seine Porträts aus jeweils einem Telefonbuch. Er behandelt es wie ein Stück Holz, aus dem er nach einer gezeichneten Vorlage das Gesicht einer bekannten Persönlichkeit mit einer Rasierklinge herausschneidet. Anschlie-

Seine „Happy Buddhas“ sind Buddhaköpfe, die mit Kreissäge und Schleifmaschine aus gestapelten Telefonbüchern von Manhattan herausgemeißelt wurden. Das Ausgangsmaterial verknüpft östliche buddhistische Tradition und westliche Kommunikationsgesellschaft assoziativ miteinander. Man könnte auch sagen: Hier stoßen zwei verschiedene Welterklärungsmodelle aufeinander. Das ungemein ästhetische skulpturale Gebilde „Hive“ („Bienenstock“) der kanadischen Künstlerin Kristiina Lahde umfasst aufgefächerte und gefaltete Telefonbücher, die so zusammenmontiert sind, dass sie an Honigwaben erinnern. Das soziale Verhalten von Insekten und das von Menschen ähneln sich womöglich, so eine Lesart. Von den hier aufgezählten Künstlern unterscheidet sich die Berlinerin Beate Hoffmeister dadurch, dass sie seit Jahrzehnten für ihre vielgestaltigen Papierobjekte fast nichts anderes verwendet als Telefonbücher, die sie mit Freude und vielleicht auch Besessenheit sammelt. Die Idee, mit



Der taiwanische Künstler Long-Bin Chen sägt seit den 1990er-Jahren Skulpturen aus alten Telefonbüchern, Zeitungen oder Magazinen. Die Fertigkeiten dafür hat er sich selbst beigebracht

diesem Gebrauchsgegenstand, aber auch Wegwerfmaterial zu arbeiten, kam ihr in den 1970er-Jahren während ihres Studiums an der Hochschule der Künste in Westberlin, als sie alte Telefonbücher zum Abstreifen der nassen Pinsel benutzte. „Das gezielt eingesetzte Messer des Stapelschneiders ist mein Zeichenstift oder auch mein Pinsel“, definiert Beate Hoffmeister ihr Vorgehen. Sie zerschneidet Telefonbücher in Blöcke und Streifen, die an den Seiten wieder gebunden und/oder auch weiter zerschnitten werden. Ausgehend von der spezifischen Beschaffenheit des „Telefonbuchpapiers“ und der jeweiligen Module entscheidet die Künstlerin, welche Gestalt das Werk im Werden annehmen wird. Einmal entstehen gerahmte Papierbilder, die an abstrakte Malerei erinnern, das andere Mal Reliefs, deren borstige oder auch filigran-weiße Oberflächen vielfältige Assoziationen wachrufen, aber auch den Tastsinn ansprechen. Am spektakulärsten sind Hoffmeisters kinetische Papiere, wie etwa der Kreisel, der aus schmalen Telefonbuch-Streifen zusammengesetzt ist und sich allein durch kinetische Energie ein- und wieder aufrollt. Es sind wimmelnde Papierwelten, die unter Glas gefasst sind und durch Reibung des Umfelds oder Wellenbewegungen im Unterboden in Bewegung versetzt werden. Faszinierend ist, wie hier das unerwartet schillernde Innenleben eines trivialen Telefonbuchs freigelegt wird. Mal holzig, mal federzart, mal spiralig geschwungen, mal farbig schillernd. So reich an Eigenschaften ist also das Papier, das für Telefonbücher verwendet wird!

Man muss kein Künstler sein, um den vielseitigen Nutzen von Telefonbüchern für sich zu entdecken. In den Vereinigten Staaten, wo es noch vielerorts die Regel ist, dass Telefonbücher ungefragt zugestellt werden, sodass sie sich in den Lobbys zu Türmen stapeln, andererseits die Armut viele Menschen zum Sparen zwingt, gibt es im Internet Tipps, wie ausrangierte Telefonbücher verwendet werden können. So ergeben 16 Exemplare einen stabilen Ständer für den Laptop, und eines macht sich gut als Türstopper. Im Hotelzimmer dient ein Telefonbuch als



Die Mitarbeiterin der Deutschen Bundespost beim Einarbeiten von neuen Adressen für das Telefonbuch in die so genannte Schuppendatei

Schneidebrett für Käse, im Garten schützt es, eingewickelt in eine Plastiktüte, Pflanzen im Container vor der Kälte des Bodens. Und wer Wertgegenstände zu verstecken hat, aber kein Geld mehr, einen Safe zu kaufen, der nehme ein besonders dickes Telefonbuch, schneide genau in der Mitte einen quadergroßen Klotz heraus und verberge darin seine Kostbarkeiten.

Literatur

Hartmut Jäckel: Das Fernsprechbuch als Zeitdokument, in: Das Archiv. Magazin für Kommunikationsgeschichte, 2/2002
 Gerhild H. M. Komander (Hg.): 1881. *Berlins erstes Telefonbuch*, Berlin 2006
www.telefonbuchkunst.de (Homepage der Künstlerin Beate Hoffmeister)

Dr. Jürgen Bräunlein ist Medien- und Literaturwissenschaftler und lebt als freier Journalist und Autor in Berlin. Er hat unter anderem die Bücher *Ästhetik des Telefonierens* und *Lexikon der schlechten Gewohnheiten* geschrieben

